

des Wortes in Einklang zu bringen. Leider habe ich das aber nur selten erleben können; allzu oft wirken kulturelle Veranstaltungen aus dem Westen wie Fremdkörper in Pakistan.

War der Umgang mit den Studenten im Rahmen des Universitätsbetriebes schwierig und von nur wenigen Erfolgen gekrönt, so gab es im privaten Bereich doch viele Möglichkeiten der Begegnung und der Verständigung. Ich nehme an, daß das, was die Studenten mir zum Abschied sagten, in diesem Sinn zu ver-

stehen ist: „Wir sind sehr traurig, daß Sie weggehen, denn die Gemeinschaft mit einem Lehrer ist heilig in unserem Land.“ In westlichen Ohren klingt eine solche Aussage sehr pathetisch; wenn man längere Zeit in Pakistan war, spürt man, daß ihr Wahrheitsgehalt doch recht groß ist und – so meine ich – die Möglichkeiten erahnen läßt, die sich pakistanischen Erziehern und ausländischen Lehrern in Pakistan trotz aller äußeren Schwierigkeiten bieten. Diese Möglichkeiten gilt es zu nutzen.

Hermann Berger, Heidelberg

## Zwei Erzählungen aus dem Hunza-Tal

Aus der Vielfalt der Völker und Stämme, die der neue Staat Pakistan in seinen Grenzen vereint, hat eine einzelne Gruppe seit langem das besondere Interesse der Völkerkundler und Sprachwissenschaftler gefunden. In den lange so gut wie unzugänglichen Gebirgstälern des nördlichen Teils von Westpakistan haben sich bis in unsere Tage Reste von durchaus eigenständigen, altertümlichen Kulturformen erhalten, die selbst dem nivelierenden Einfluß des Islam weitgehend standgehalten haben. Die Sprachkarte dieser Gegend ist bunt und verwirrend wie die kaum eines anderen Teils von Asien. Die Abkömmlinge von drei großen Sprachfamilien treffen im engsten Raum aufeinander: in Baltistan und Ladakh werden altertümliche Dialekte des tibetischen Sprachstammes gesprochen; im Westen und Norden sind iranische Sprachen verbreitet, und in Gilgit, Chitral und an den Ufern des Induskniees lebt der indische, vom Sanskrit abstammende Sprachzweig in zahlreichen, untereinander stark differenzierten Sprachen und Dialekten fort.

Aber inmitten dieser Ausläufer der großen Blöcke hat sich in den Hochtälern des Karakorum, auf dem „Dach der Welt“, bis heute eine Sprache gehalten, die mit keinem der umgebenden Dialekte eine erkennbare Verwandtschaft aufweist, das erstmalig von Col. Lorimer beschriebene Burushaski des Hunza-Tales. Sein eigenartiger, komplizierter Bau, der namentlich im Verbalsystem der Erlernung größte Schwierigkeiten entgegengesetzt, erinnert innerhalb der Alten Welt noch am ehesten an den des Baskischen und der Kaukasussprachen, doch bleibt der Nachweis der Verwandtschaft mit einer von diesen oder anderen Sprachen der künftigen Forschung vorbehalten.

Es war aber sicher nicht die Eigenständigkeit der Sprache, die gerade diesen Stamm der Burúsho (wie sich die Hunza-Leute selbst nennen) zu einem weit über die Grenzen der Fachwissenschaft reichenden Ruhm verholfen und im Westen zu einem wahren Hunza-Mythos geführt hat, noch ihre zwar interessante, aber in derselben oder einer ganz ähnlichen Form in der ganzen weiteren Umgebung verbreitete materielle Kultur, sondern vor allem ihr bemerkenswerter Stammescharakter, der sie deutlich von ihren näheren und weiteren Nachbarn abhebt. Auch heute noch, wo der weitgehend abrupte Übergang in ein neues Zeitalter bereits die ersten tiefgreifenden Veränderungen zu zeitigen beginnt, müssen dem unbefangenen Beobachter ihre Aufgeschlossenheit und wache Intelligenz auffallen, die Reinlichkeit ihrer äußeren Erscheinung, ihre Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit. Auch die äußeren Lebensverhältnisse scheinen sich von jeher günstiger als anderswo gestaltet zu haben. Das liegt

zunächst an der Tüchtigkeit des Hunza-Stammes, der es vermocht hat, durch ein ausgeklügeltes Bewässerungssystem auf kunstvoll angelegten Terrassenfeldern auch noch in großen Höhen Weizen und Obstbäume zu ziehen, dann aber auch an der günstigen Lage, die zeitweilig eine Kontrolle des gesamten zentralasiatischen Karawanenhandels und gewinnbringende Raubzüge in die Umgebung ermöglichte.

Bis heute werden die Burúsho von einem Fürsten, „Mir“ genannt, regiert, der, obwohl sich das Tal 1947 freiwillig dem neugegründeten Staat Pakistan angeschlossen hat, noch eine bemerkenswerte Selbständigkeit in den Regierungsgeschäften behalten hat. Die Religion des Landes ist seit langem der Islam. Die Bewohner des Landstreifens am nördlichen Ufer des Hunzaflusses (des eigentlichen „Hunza“, in der Landessprache „Hunzu“) sind Ismailis und Anhänger des Aga Khan (im übrigen das einzige geschlossene Siedlungsgebiet der Ismailis überhaupt), die Bewohner der Südseite des Tals, Nagér genannt, sind Bekenner der strengeren Shia. Dem religiösen Gegensatz zwischen Nord und Süd, der in vorbritischer Zeit immer wieder zu Kriegen führte, entspricht auch eine tiefgehende Unterscheidung im Gesamtcharakter der beiden Bevölkerungsteile. Obwohl nicht nur die Sprache, sondern auch Kleidung, Gebräuche, soziale Gliederung usw. fast dieselben sind, fallen die Nagéris sogleich als weniger gepflegt im Äußeren und zurückhaltend, ja mißtrauisch im Umgang auf; auch die sprichwörtliche Gesundheit der Hunzas fehlt ihnen, was nicht weiter erstaunt, wenn man in Betracht zieht, daß die Täler der Südseite das ganze Jahr viel weniger, manche sogar den ganzen Winter überhaupt keinen Sonnenschein haben.

Der Islam hat als offizielle Religion nicht verhindern können, daß sich im Volke bedeutende Reste des alten Heidentums erhalten haben. Dabei ist bemerkenswert, daß der Glaube an Geister und deren Wirksamkeit noch keineswegs in den niederen Aberglauben abgesunken ist, sondern sozusagen noch auf Autopsie beruht: es gibt unter den älteren Hunzaleuten kaum jemanden, der nicht einmal ein Erlebnis mit einem Riesen, einem Gnom oder dergleichen gehabt hat. Die höchsten Geschöpfe der Geisterwelt sind die Feen, schöne, goldhaarige Jungfrauen, die auf den schneebedeckten Gipfeln der umliegenden Berge ihre Paläste haben. Wahrsager können sie unter Einatmen von Wacholderrauch und Trinken von Ziegenblut durch eine Beschwörung ins Tal holen und zu Voraussagen über die Zukunft veranlassen. In den Tälern und Schluchten dagegen hausen die

Hexen mit roten Augen und langen Krallen oder Zähnen, die in nächtlichen Orgien das Fleisch der zum Tode bestimmten Menschen verzehren. Erst bei der jüngsten Generation ist der Glaube an derlei Dinge unter dem Einfluß der modernen Bildung rasch im Schwinden und damit auch die Fähigkeit, sie selbst zu erleben.

Zahlreich sind die Geschichten von Feen und Geistern, die heute noch im Umlauf sind. Sie reichen von kunstlos erzählten Berichten persönlicher Erlebnisse bis zu im Wortlaut stark festgelegten Märchen und Schwänken. Die beiden im folgenden mitgeteilten Erzählungen aus einer in den Jahren 1959 und 1961 vom Verfasser mit Tonband aufgenommenen Sammlung, gehören einem heute seltener gewordenen Typ an, bei dem landschaftsgebundene Sagenelemente mit auch sonst verbreiteten Märchenmotiven zu einer Einheit verschmolzen sind.

### Der Menschenfresser Manakhečo (Hunza)

In alter Zeit begab es sich, daß sechs Leute mit Goldwaschen im Hunzafluß beschäftigt waren. Da wurde die Sandbank, auf der sie saßen, von einer Flut abgetrennt, und sie konnten nicht mehr zurück. Großer Hunger befahl sie nach einigen Tagen, und da sie nichts zu Essen finden konnten, beschlossen sie, einen unter sich aufzuessen. Sie töteten und sein Fleisch schmeckte ihnen sehr gut. Da töteten sie den nächsten und so fort, bis von den Sechsen nur noch einer übrig war. Der blieb noch einige Tage dort, aber als das Fleisch zu Ende war, wurde er sehr hungrig. Da sah er nachts auf einem Berge ein Licht. Der Name des Berges war Hačindar. Er dachte bei sich: wo ein Licht ist, da wird auch ein Mensch sein. Ich werde hingehen und ihn aufessen. Da er schon so viel Menschenfleisch gegessen hatte, war er sehr stark geworden. Er überquerte den Fluß und ging auf das Licht zu. Er fand einen Viehpferch, in dem ein einsamer Hirte saß. Als er ihn da ganz allein sah, dachte er: den werde ich jetzt aufessen. Aber der in dem Pferch war ein kluger Mann, der sich wohl vor bösen Geistern in Acht zu nehmen wußte. Er aß gemächlich seine Mahlzeit und sprach dabei mit seinem Löffel, iß mein Löffel, sagte er, damit man draußen meinen könnte, er sei nicht allein. Wie er mit dem Essen fertig war, dachte er, was mache ich jetzt? Da war ein Schlauch voll Wasser, den nahm er mit hinaus, und sagte zum Löffel, mein Löffel, ich gehe jetzt hinaus um zu pissen. Er stach mit einer Ahle in den Schlauch, daß das Wasser heraustropfte, und lief davon. Der Menschenfresser – sein Name war Manakhečo – wollte warten, bis der Hirte fertig war, und ihn dann fressen, aber das Geräusch hörte nicht auf. Dann ging er hinein und sah, daß er ihm entkommen war. Er rannte hinaus, da hörte er auf dem Hačindar Freudengeschrei. Manakhečo nahm die Verfolgung auf, bald war er ihm dicht auf den Fersen. Der Hirte lief den Berg hinab auf Hindi zu, wo sein Haus war. Als er nach hinten schaute, merkte er, daß Manakhečo hinter ihm her war. Der Morgen graute bereits, und seine Mutter war aufs Feld zum Jäten gegangen. Als er sie sah, lief er zu ihr hin. Aber auch Manakhečo kam näher, und als er in die Nähe der Mutter kam, brach dem Hirten das Herz und er starb. Die Mutter des Hirten hub laut zu jammern an, oweh, Manakhečo hat meinen Sohn gefressen! Die Leute aus Hindi kamen zusammen. Manakhečo stieg auf einen Wacholderstrauch. Ein Ast dieses Strauches reichte bis ans Flußufer, auf diesem Ast verbarg er sich. Die Leute von Hindi legten Feuer an den Strauch und verbrannten ihn mit-samt Manakhečo.

Die Leute von Hindi nennen den Manakhečo Babutan. Und den Teil des Ufers, an dem er ums Leben kam, nennen sie Babutsil Khay.

### Das Mädchen aus dem Berge (Nagér)

Einmal trieb ein junger Mann seine Schafe auf die Hochweide. Er ließ sie im Ghutum Jut los und schlief dort ein. Als er wieder aufwachte, sah er acht Feenmädchen tanzen. Er stand auf, ging hin, und eine von ihnen, die größte und schönste, fiel ihm in die Hand; die anderen flohen in den Berg Dupar hinein. Er aber nahm das Mädchen mit ins Tal, brachte es in seinem Haus unter und schließlich heiratete er es. Die Zeit verging, ein Sohn und eine Tochter wurden ihm geboren und sein Haushalt wurde reich, so reich, daß die Schneehühner in den Hörnern der Widder nisteten, daß die Rebhühner in den Hörnern der Ziegenböcke nisteten. Und immerzu trieb er sein Kleinvieh zu Berge, und als die Kinder herangewachsen waren, nahm er den Sohn mit hinauf und lehrte ihn die Schafe hüten – es waren viele Schafe. Eines Tages sagte das Mädchen, Vater, ich will auch mit, und als es weinte, nahm er auch das Mädchen mit. Als sie in Ghutum Jut die Schafe losgelassen hatten und gerade dabei waren, ihr Brot zu essen, ertönte aus dem Berge Dupar eine Stimme: Waigharé, Waigharé, Waigharé, Waigharé. Die Kinder verwunderten sich sehr und sagten, Vater, was ist denn das? Da sagte der Vater, meine Kinder, ich habe eure Mutter aus diesem Berg geholt, aber erzählt das nicht unten, verstanden? Deswegen ruft es da „Waigharé“. Gut, sagte der Junge, aber was es auch sei, eine Frau ist schlecht. Die Tochter klopfte in einen flachen Stein ein Loch, daß ein Ring entstand, den steckte sie an den Finger, damit sie's ja recht im Gedächtnis behielte. Sie gingen zu Tal und brachten das Vieh in den Stall, der Vater machte sich ans Melken, und der Junge und das Mädchen gingen beide in das Haus. Ihre Mutter war gerade dabei, Teig zu kneten; sie rieb und knetete und legte zwei Teigklumpen aufs Brett, einen aus Weizenmehl und einen aus Gerstenmehl. Der Junge schwieg, aber wie gesagt, ein Junge hat ein Männerherz, aber jede Frau ist ein Luder: das Mädchen sagte, Mama, ich will dir etwas erzählen, aber gib mir zuerst Brot und Butter. Gerne, mein Liebling, sagte die Mutter, du bist sicher hungrig und müde. Was willst du mir denn erzählen? Das Mädchen sagte, aus dem Berg Dupar ertönt eine Stimme „Waigharé, Waigharé, Waigharé“. Da rief die Mutter, ach, denken Vater und Mutter immer noch an mich? Was soll ich hier noch, ich gehe jetzt. Sie stand auf, und der Junge packte sie am Rockschoß, Mutter, gehe nicht, was tust du uns an? Da sagte sie, der Junge soll keine Kinder haben, das Mädchen viele! Du hast mir nichts davon gesagt, von meiner Tochter habe ich es heute erfahren. Sie warf den einen Teigklumpen über die rechte Schulter, den anderen über die linke, und lief aus dem Haus. Sie lief und lief und als sie nach Dare Juteng kam, war ihr Mann gerade mit dem Melken fertig. Er kam und fragte, meine Kinder, wo ist denn eure Mutter hingegangen? Der Junge sagte, meine Schwester hat ihr erzählt, daß aus dem Berg Dupar eine Stimme „Waigharé, Waigharé“ gerufen hat, da warf sich die Mutter die Teigklumpen an den Hals und lief davon. Der Mann machte sich rasch auf – sein Name war Ismail. Er lief und lief, immer hinterdrein, und kam nach Holtar zu einem Kreuzweg, und da sah er, wie die Frau auf den Berg Dupar zulief und die zwei Teigklumpen auf den Berg warf. Da öffnete sich eine Tür. Sie ging hinein; der Mann langte noch nach ihrem Rockschoß, aber er blieb ihm in der Hand, und die Tür des Berges verschloß sich für immer.